This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

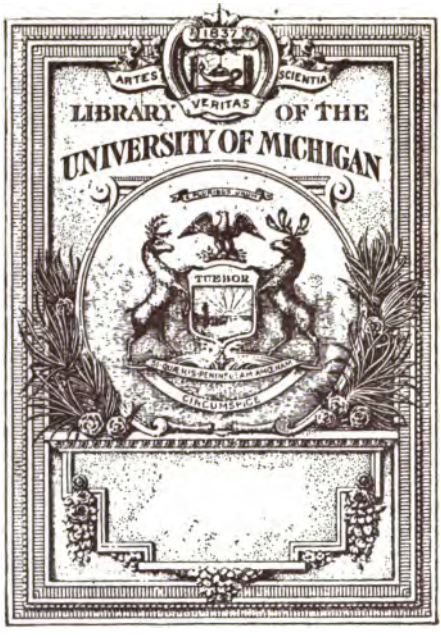
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

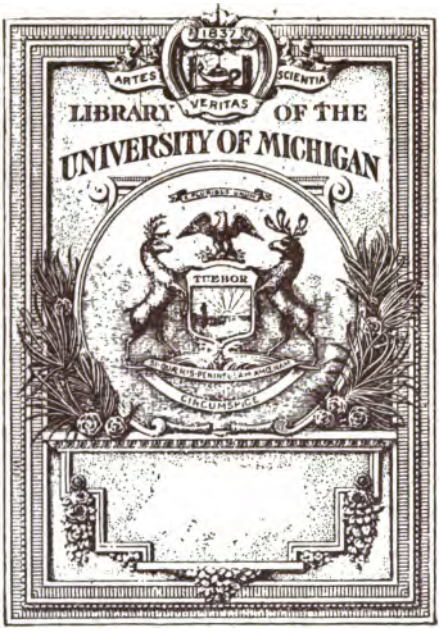
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BL
25
.R39
SER.1
V.11

A 409166


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

BL
25
.R39
ser. 1
v. 11


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

BL
25
.R39
ser. 1
v. 11

Die Entstehung des Neuen Testaments

von Professor Dr. H. Holtzmann, Straßburg.

1.–10. Tausend.

Gebauer-Schwetschke
Druckerei und Verlag m. b. H.
Halle a. S. 1904.

Die Entstehung des Neuen Testaments

von Professor Dr. H. Holtzmann, Straßburg.

1.–10. Tausend.

Gebauer-Schwetschke
Druckerei und Verlag m. b. H.
Halle a. S. 1904.

lichst auf die unbestreitbare Tatsache hingewiesen, daß um 170–220 die Väter der alten katholischen Kirche im sicheren Besitze eines Neuen Testamentes, wenn auch nicht in seinem ganzen späteren Umfange, sind. Da sie keine Ahnung davon an den Tag legen, als ob das jemals anders gewesen sein könnte, nirgends die Empfindung einer Neuerung verraten, müssen sie schon in ihrer Kindheit, also gegen Mitte des zweiten Jahrhunderts, in der gleichen Lage gewesen sein, und so ergibt sich auf dem Wege eines Rückschlusses die Annahme eines sogenannten „eisernen Bestandes" von neutestamentlichen Schriften mit autoritativer Bedeutung, der bis in die unmittelbar nachapostolische Zeit hinaufreichen soll. Aber – so hört man von der anderen Seite her sagen – die Beschaffung eines solchen Bestandes müßte in eine Zeit gefallen sein, da noch niemand an eine lange Dauer der Kirche auf dem Boden irdischer Wirklichkeit gedacht, niemand also auch für eine fernere Zukunft durch Sammlung von Schriften mit allgemein verpflichtender Autorität gesorgt haben kann; und zudem widersprechen die spärlichen Zeugnisse, die aus der Übergangszeit zwischen der apostolischen und der kirchlichen Epoche zu Gebote stehen, jener Annahme tatsächlich. Nachgewiesene Tatsachen aber wiegen schwerer als logische Deduktionen. Wir werden solchen Tatsachen begegnen, welche die neutestamentliche Sammlung als Ergebnis eines länger dauernden Prozesses erscheinen lassen, dessen erste Phasen jene Zeugnisse uns mit annähernder Sicherheit erraten lassen. Aber auch dann gehen die Ansichten der Sachverständigen noch immer mehr oder weniger auseinander mit Beziehung auf Fragen, als da sind: Handelte es sich bei der Bildung eines Neuen Testamentes zunächst um möglichst vollständige Sammlung der urchristlichen Literatur oder vielmehr um Reduktion und Ausscheidung? Bedeutet die in Rede stehende Bildung für die Gemeinde eine Erweiterung oder eine Verminderung ihres Erbauungsmaterials? Lag das für die Heiligsprechung einer Schrift ausschlaggebende Moment in ihrem bisherigen gottesdienstlichen Gebrauch oder in der Annahme ihres apostolischen Ur-

sprungs? Hielt man sich dabei mehr nur an den dem gemeinkirchlichen Bewußtsein entsprechenden Inhalt einer Schrift oder an die ihre Herkunft verbürgende Tradition der apostolischen Gemeinde? Galt das Urteil der Kirche dem religiösen Wert oder dem geschichtlichen Befund? Die Tatsache, daß das Christentum im Laufe der ersten drei oder vier Jahrhunderte seines Bestehens eine Sammlung für heilig geltender Schriften unter dem Namen des Neuen Testaments hervorgebracht hat, ist somit keinesfalls so selbstverständlich, der Hergang keineswegs so durchsichtig, wie es wohl noch viele bedünken mag. Aber nur um so fester steht die schicksalsvolle Bedeutung dieser Tatsache. Sie ist das Glück, sie ist das Verhängnis des Christentums geworden. Eine vorläufige Betrachtung möge dieses doppelseitige Urteil begründen!

Auf alle Fälle bedeutet das in unsern Händen befindliche Neue Testament, daß das Christentum, das protestantische sogar noch mehr als das katholische, zu den sogenannten Buchreligionen gehört, d. h. zu denjenigen Religionen, welche gleichsam als Geburts- und Legitimationsschein ein heiliges Buch aufweisen, das manchmal geradezu im Himmel geschrieben oder wenigstens vom Himmel aus diktiert oder inspiriert, überhaupt irgendwie vom Himmel gefallen und dadurch von Haus aus allen irdischen Erzeugnissen menschlicher Schriftstellerei überlegen, allen Geschicken irdischer Schriftstellerei entnommen sein soll. Beispiel und Beweis liefert ein Blick auf bekannte Erscheinungen der Religionsgeschichte. Die indischen Veden sind göttlichen Ursprungs; und Gott Ahura Mazda selbst hat im Aveста dem persischen Religionsgründer Zarathustra seinen Willen geoffenbart. Am deutlichsten wird die Sache bei der jüngsten dieser Religionen, dem Islam, dessen Religionsbuch, der sogenannte Koran, in Urschrift dem siebenten Himmel angehören, vom Engel Gabriel dem Mohammed stückweise mitgeteilt und von diesem dann seinen Gläubigen gepredigt worden sein soll. Der arabischen Theologie gilt er als ungeschaffen, als ewig. Übrigens gibt es auch eine rabbinische Überlieferung, welcher zufolge Gott dem Moses die Gesetzes-

bücher bändeweise eingehändigt hätte. In Wirklichkeit ist der das mosaische Gesetz enthaltende Pentateuch das spätjüdische Produkt einer Jahrhunderte füllenden gesetzgeberischen Arbeit. Der Koran in seiner jetzigen Gestalt ist etwa ein Menschenalter nach des Propheten Tod von dessen Nachfolgern und Anhängern aus schriftlichen und mündlichen Quellen zusammengestellt worden. So rasch ging ein ähnlicher Prozeß wohl bei keiner der andern Buchreligionen vonstatten, weder bei Brahmanen und Buddhisten noch bei Persern und Hebräern. Eines haben aber wir Christen mit allen diesen indogermanischen, semitischen und daneben auch einigen turanischen Volksreligionen gemein: das Ideal eines heiligen, gottentstammten Buches als einer in Schrift verfaßten Religionsgrundlage. Der religionswissenschaftliche Name für ein solches Ideal heißt „Kanon". Auch „Bibel", d. h. Buch im Sinne von Buch schlechthin, Buch der Bücher, bedeutet das Gleiche. Die christliche Theologie hat in ihrer Lehre von der Bibel ein Schriftideal im Auge, wie in der Lehre von Christus ein persönliches, in der Lehre von der Kirche ein gesellschaftliches Ideal. Auf den letztbezeichneten Linien liegt die Eigenart, teilweise geradezu die Überlegenheit des Christentums; auf der erstgenannten findet es sprechende Analogien in anderen Kulturreligionen. Stets sind das solche Religionen gewesen, welche das gesamte Leben der Gläubigen besonders gestaltungskräftig durchwirkt und mindestens eine geraume Zeit lang alle sonstigen Interessen auf die Beziehung zur Gottheit konzentriert haben. Man kann fast von einem unbewußten Zwang, unter dem das religiöse Gemüt arbeitet, jedenfalls von einem religionsgeschichtlich konstatierbaren Gesetz reden, welchem zufolge diese Religionen auf einem gewissen Stadium ihrer Entwicklung einen Kanon hervorbringen. An den Anfängen ihrer Geschichte kommt es zu einem kanonbildenden Prozeß, welcher damit abschließt, daß die Hinterlassenschaft einer religionsgründenden Urzeit zur maßgebenden, für unfehlbar und unwandelbar geltenden Grundlage des Volkslebens erhoben wird. Wo sich ein solches Resultat einmal fest und sicher herausgesetzt hat, da bleibt

es auch dabei, so lange die betreffende Religion besteht. Wer dieser irgendwie huldigt, der kann sie sich auch ohne heiliges Buch nicht vorstellen. Nur mit und in diesem wird sie verständlich, wird sie greifbar.

Ein solches Verhältnis bringt nun einerseits seine bestimmten Vorteile mit sich und ist anderseits von charakteristischen Nachteilen begleitet. Im Vergleich mit den Naturreligionen und mit allen auf den Flugsand der Mythologie erbauten Religionen eignet den Buchreligionen eine gewisse Dauerhaftigkeit des Bestandes. Sie können von jeder Stufe der Entwicklung, auch der Fehlentwicklung und Entartung aus stets wieder auf den ursprünglichen Tatbestand zurückgreifen; und der Besitz einer allgemein als verpflichtend anerkannten Autorität garantiert die gerade Linie, welche ungebrochen durch alles sonstige Werden und Wachsen kirchlicher Einrichtungen und theologischer Vorstellungen hindurchläuft, jegliche Zukunft mit dem Anfang verbindend. Buchreligionen sind an sich reformable Religionen; und so haben wir ihren unschätzbaren Vorteil ja erlebt, als unsere Reformation sich auf die Bibel berief und uns mit diesem Rückgriff von manchem unerträglich gewordenen Ballast der Vergangenheit befreite. In ihrem Neuen Testament besaß die Christenheit einen sich selbst gleichbleibenden Maßstab des Christlichen, vermöge dessen sie zwar nicht vor beständigen Fehltritten, aber doch vor dauerndem und gänzlichem Abirren von der erstmalig gewiesenen Bahn bewahrt blieb.

Gleichwohl hat die Sache auch ihre Kehrseite. Um dies zu begreifen, gilt es zunächst, sich zu vergegenwärtigen, wie auch die Verwachsenheit der Religion mit dem gesamten Kulturleben der von ihr beherrschten Volkskreise durch das heilige Buch bedingt ist. An ihm lernen die Generationen, welchen es zu Händen kommt, nicht bloß lesen sondern auch denken, und zwar in der Regel so, daß die sich fortentwickelnde eigene Gedankenbildung zahlloser Geschlechter sich selbst gern in jenes altheilige Schriftstück hineinliest und ihres eigenen Rechtes und Wertes erst bewußt und sicher wird vermöge der notgedrungenen Selbsttäuschung, als hätte

man das alles, was fortgehende Erfahrung und erweitertes Wissen an die Hand geben, in jenem Buche schon gelesen, oder als könnte man es wenigstens darin lesen, wofern man nur die rechte Brille gebraucht, weil überhaupt alles und jedes Wissenswürdige darin stehen muß. Ergeben sich aus solcher Voraussetzung im Laufe der Zeiten Verlegenheiten, Schwierigkeiten und Widersprüche, so ist man mißtrauisch gegen den Störenfried, gegen die neue Wissenszufuhr, und hält diejenigen, welche dieselbe besorgt und geliefert haben, für mehr oder weniger gefährliche Leute. Denn das heilige Buch besteht aus Worten, die Worte oder vielmehr die Wörter aber aus Buchstaben, und „der Buchstabe tötet" (2. Kor. 3, 6). Er unterbindet leicht das gesunde Wachstum, erschwert die Anpassung an neue Kulturbildungen und mechanisiert den inneren Vorgang. Darum ist es noch für jede Buchreligion im ferneren Verlauf ihrer Entwicklung zu einem geheimen oder offenbaren Gegensatz zwischen Bibelglauben und Welterkenntnis, zu jenen die Religion kompromittierenden Konflikten gekommen zwischen einem heiligen Buchstaben und dem unverwüstlichen Drang des denkenden und forschenden und darüber auch neuer sittlicher Ansprüche bewußt werdenden Geistes einer stets reifenden Menschheit. Das Buch wird wie zum zusammenhaltenden Band, so auch in irgendwelchem Maße zur Fessel, zum Fallstrick. Was die nachgeborenen Geschlechter Neues denken, macht sich Jahrhunderte lang in ihrem eigenen Bewußtsein nur als Nachdenken des schon einmal Gedachten, im heiligen Buche Niedergelegten und mit himmlischen Siegeln Festgelegten geltend. Es bildet sich eine Art von Buchmythologie, die im wesentlichen überall dieselbe ist und auch überall mit der gleichen Zähigkeit verteidigt wird. Diese Verteidigung aber wird so bewerkstelligt, daß die im heiligen Buch vorausgesetzten Vorstellungen von natürlichem Geschehen, von geschichtlichem Werden sowie von den Gesetzen des Erkennens, des Seelenlebens und des sittlichen Bewußtseins, mit einem Wort: das Weltbild irgend einer Vorzeit als für jede Folgezeit maßgebend und bindend betrachtet

und damit der Erweiterung des äußern und der Vertiefung des innern Horizontes, überhaupt der unvermeidlichen Veränderung des Weltbildes tausenderlei sich steigernde Hemmungen bereitet werden. So geschieht es dann, daß selbst aus seinerzeit ganz harmlos und naiv gemeinten Erzählungen des heiligen Buches – man denke nur an Bileams Esel, an Josua's Sonne, an Jonas im Walfischbauch – Schlingen gefertigt werden können zur Erdrosselung der Denk- und Gewissensfreiheit spätester Generationen.

Am Anfang eines solchen Weges befand sich schon das Judentum zu der Zeit, da aus seinem Schoße das Christentum hervorging. So gewiß dieses innerlich den Menschen in ein neues, bisher so noch nicht erlebtes Verhältnis zu Gott stellt, so gewiß hat es an den Vorstellungen der Zeitgenossen vom heiligen Buch, vom Kanon und von der Stellung des Menschen zu seinen väterlichen Heiligtümern zunächst nichts verändert. Das Christentum ist herangewachsen in der Verehrung eines heiligen Buches; es ist von Haus aus Buchreligion, und zwar genau in demselben Sinn, wie das auf dem Übergang zum Rabbinismus begriffene Judentum seinerzeit. Gegenstand der Polemik Jesu waren die Schriftgelehrten, nicht die Schrift; und die lebhafte Kontroverse zwischen alter und neuer Religion galt zwar der Auslegung des heiligen Buches, dieses selbst aber war gemeinsamer, mit Recht hoch gewerteter Besitz. Neben und über ihm eine neue, eine eigene heilige Literatur hervorbringen zu wollen, lag dem Urchristentum so fern als möglich. Wie hätte ein anderes neumodisches, ein von gestern herrührendes Buch aufkommen, wie überhaupt denkbar sein sollen? Der Platz dafür war ja schon besetzt, seitdem das Judentum, als es seine hebräisch abgefaßte, durch die lange babylonische Gefangenschaft hindurchgerettete und späterhin noch weiter fortgesetzte Literatur sammelte, dies unter dem religiösen Gesichtspunkt eines Kanons, einer unfehlbaren, weil göttlichen und darum heiligen Schrift getan hatte. Das nachexilische Judentum wußte sich im Besitz einer abgegrenzten Sammlung von Schriften, darin man den

authentischen, d. h. vom göttlichen Urheber selbst dargebotenen und beglaubigten Ausdruck der Offenbarung, gleichsam einen Kanal erblickte, durch den die Zufuhr aus der übersinnlichen in die sinnliche Welt mit absoluter Sicherheit erfolgen mußte, weil diese Schriften vom Geist Gottes mit Ausschluß aller menschlichen Tätigkeit eingegeben waren. Gerade wie später die Kirche, so hat auch schon die Synagoge den Begriff der heiligen Schrift, der Bibel, des Kanons nie anders gedacht als zusammen mit dem Begriff der Eingebung oder der Einhauchung, der „Inspiration". Gott hat die Schriften einfach diktiert. So glaubte man die Ehrfurcht deuten zu müssen, welche jedes fromme Gemüt ihnen widmen mochte. Selbst hochgebildete jüdische Schriftsteller wie Philo und Josephus, jener der ersten, dieser der zweiten Hälfte des ersten christlichen Jahrhunderts angehörig, erklären sich auf so abenteuerliche Weise die paradoxe Erscheinung, daß der als Verfasser der fünf nach ihm benannten Bücher geltende Moses einerseits die Erschaffung der Welt, bei der niemand gegenwärtig war, anderseits seinen eigenen Tod erzählen kann, für den überdies nach der heiligen Sage außer Gott selbst kein weiterer Augenzeuge aufzubieten war.

In diesem Sinn einer absoluten, weil auf direkter Inspiration beruhenden Autorität ist die den apostolischen Schriften wie dem gleichzeitigen Judentum gemeinsame Formel „Es steht geschrieben" gemeint, ist daher auch von „heiligen Schriften" (Röm. 1, 2) und von ihrer „Inspiration (2. Tim. 3,16) die Rede. „Schrift" – so lautete damals das Schlagwort. Noch nicht gab es dagegen die Worte „Kanon, Bibel, Altes Testament". Die Worte sind neu, aber die Sache war da. Jesus hatte seine Bibel; erst wir nennen sie jetzt das Alte Testament von unserem Standpunkt aus, weil wir ein Neues kennen. Die apostolischen Schriftsteller hatten ihren Kanon; erst wir nennen ihn jetzt, weil wir einstweilen ihre eigene Hinterlassenschaft zum Rang eines „neutestamentlichen" erhoben haben, von da aus rückblickend den „alttestamentlichen". Den Vorteil der Buchreligion ließ sich das Urchristentum wahrlich nicht entgehen.

Man nehme nur die Evangelien, die Paulusbriefe, die Apoſtelgeſchichte vor und befrage ſie nach einer von ihnen als heilig und göttlich anerkannten Literatur: einſtimmig bekennen ſie ſich zum Glauben an eine ſolche, einſtimmig ſind ſie aber auch darin, daß dieſelbe handgreiflich vorliege in dem an den Sabbaten hier in hebräiſcher, dort in griechiſcher Sprache abſchnittweiſe den Gemeinden vorgeleſenen, allbekannten Geſetz des Moſes und den daran ſich ſchließenden Propheten, mit einem Wort: im Alten Teſtament. Sich in ſeine Sprüche und Weisſagungen, in ſeine ganze Gedankenwelt hineinzuleben, ſich in den Vorſtellungsapparat der Buchreligion einzugewöhnen, war unerläßliche Erziehungsaufgabe für die Zöglinge der urchriſtlichen Miſſion. Wie hätten heidenchriſtliche Gemeinden anders einen pauliniſchen Brief oder auch nur die Evangelien verſtehen ſollen? Wie anders hätte das ganze Urchriſtentum ſich eine an gegebene und geläufige Vorſtellungen leicht anknüpfende und darum überhaupt mitteilbare und flüſſig zu machende Gedankenwelt auferbauen ſollen? Zunächſt ſetzt ſich das Neue nur durch, weil und ſoweit es zugleich das Alte iſt. Außer und neben dem heiligen Religionsbuch der Juden kennt und anerkennt das Urchriſtentum keinerlei ſchriftliche Autorität, die, weil göttlichen Urſprungs, unfehlbar und abſolut verbindlich wäre. Jeſus und die Apoſtel kennen als Kinder und Glieder ihres Volkes nur ein ſchriftlich verfaßtes Gotteswort und teilen in dieſer Beziehung ganz den Standpunkt der jüdiſchen Synagoge. „Eher werden Himmel und Erde vergehen, als daß ein Stücklein vom Geſetz dahinfalle". So heißt es im Evangelium (Luc. 16, 17; Matth. 5, 18), und wenn dann Paulus ſeine Heidenchriſten von der Beobachtung des Geſetzes entbindet, ſo tut er das charakteriſtiſcher Weiſe doch nur, indem er den Beweis ſeiner Berechtigung zu ſolchem Schritt aus demſelben Geſetz führt, mit dem er bricht (ſo beſonders Gal. 2, 19; 3, 10–13. 17–25; 4, 21–31). Die Autorität des Geſetzes und der Schrift bleibt nach wie vor beſtehen. Gebrochen werden kann weder jenes (Joh. 7, 23), noch dieſe (Joh. 10, 35). Beide ſind ja eins, und niemand

denkt daran und kann daran denken, diese eine Quelle der Erkenntnis der göttlichen Wahrheit und des göttlichen Willens verdoppeln, also etwa dem Alten Testament eine gleichartige Fortsetzung in einem Neuen Testament zur Seite stellen zu wollen.

2. Das neue Buch des Christentums.

Herkömmlicher Weise empfindet man unter uns Heutigen die zuletzt angedeutete Schwierigkeit in der Regel so gut wie gar nicht. Man hält die Entstehung des Neuen Testamentes für die einfachste Sache von der Welt. Die Apostel haben eben ihre allgemein als verpflichtend anerkannte Autorität auf ihre schriftlich den Händen der Kirche übergebene Hinterlassenschaft übertragen. Persönlich vom Schauplatz der Gegenwart abgetreten, reden sie in dem sofort fertig und abgeschlossen daliegenden Neuen Testament die Kirche der Zukunft an. Die mündliche Offenbarung ist einfach von der schriftlichen abgelöst worden. So geht es ja auch auf jedem Wachtposten zu.

Wer so denkt, denkt unter lauter falschen, ja unmöglichen Voraussetzungen. In Wirklichkeit ist der Gedanke an ein Neues Testament lange einfach unerschwinglich gewesen; er ist noch in der nachapostolischen Zeit in keines Menschen Sinn gekommen und konnte in keines Menschen Sinn kommen. Aber siehe da: wenn wir das apostolische Zeitalter etwa mit dem Falle Jerusalems im Jahre 70 abgrenzen, so dauert es von hier ab rund 100 Jahre, und das zuvor Undenkbare ist Wirklichkeit geworden: jetzt gibt es in der Tat ein Neues Testament; zuerst tatsächlich, und bald stellen sich auch die uns heute noch geläufigen Namen ein: „Altes und

Neues Teſtament", nämlich als Buchtitel. Buchreligion alſo war das Chriſtentum vom erſten Anfang an, aber Buchreligion in einem neuen Sinn iſt es auf dem Weg einer inneren, einer notwendigen Entwickelung geworden. Wieſo notwendig? Wie konnte das gänzlich Unerwartete Ereignis werden? Das eben iſt die Frage, auf die, wer heute über die Entſtehung des Neuen Teſtamentes etwas zu ſagen hat, eine Antwort geben muß. Was uns nach unſerer überlieferten Begriffsbildung ſo gut wie ſelbſtverſtändlich erſcheint, das iſt für eine hiſtoriſche Betrachtungsweiſe zunächſt ein ſeltſames Rätſel: die Entſtehung des Neuen Teſtamentes.

Eines iſt dabei keine Frage: daß nämlich die Verkündigung des Evangeliums von Haus aus auf das lebendige Wort geſtellt geweſen iſt. Von der papierenen Welt, die uns Heutige allenthalben umgibt, müſſen wir ganz abſehen. Schon von den früheren Religionsſtiftern war keiner perſönlich bei den heiligen Aufzeichnungen beteiligt geweſen, die dann etwa ſeine Gläubigen gern auf ihn zurückgeführt hätten. Jeſus vollends erſt recht nicht. Niemand kann ſich ihn am Schreibtiſch vorſtellen, und ſeine vom Fiſchfang und Ackerbau weg berufenen Jünger erſcheinen in der Apoſtelgeſchichte (4, 13) als „ungelehrte und ungebildete Leute". Sie werden darum auch nicht geheißen zu ſitzen und zu ſchreiben, ſondern zu gehen und zu predigen. Die begeiſterte mündliche Rede ſollte es tun, und den in Schrift verfaßten Text zu dieſer Predigt bot, wie ſchon aus den Petrusreden der Apoſtelgeſchichte zu erſehen iſt, immer nur das Alte Teſtament. Nur eine Autorität hatte neben dieſer ſchriftlichen noch Raum und Geltung: das mündlich überlieferte Wort Jeſu ſelbſt, das mindeſtens im gleichen Sinne als Gotteswort galt, wie das einſt durch die Propheten an die Väter ergangene (Hebr. 1,1). Es war das Wort eines Mannes, der gekommen war, Geſetz und Propheten zu erfüllen (Matth. 5,17), aber nirgends im entfernteſten die Abſicht verrät, das auf dem Wege einer ſchriftſtelleriſchen Neuſchöpfung zu erreichen. Auch ſo betrachtet, iſt die Entſtehung des Neuen Teſtamentes etwas Unvorhergeſehenes, etwas Überraſchendes. Indeſſen beſagt doch eine gemeine und

landläufige Rede von zweifelloſeſter Wahrheit, daß menſchliche Dinge nur unter der Bedingung von Raum und Zeit betrachtet und verſtanden werden können. Raum und Zeit ſchaffen in der Tat auch die Geſichtspunkte, unter welchen die Entſtehung eines Neuen Teſtamentes verſtanden ſein will. Der Zwang der ſich geſtaltenden Verhältniſſe hat es getan.

Weder der große Reiſeapoſtel Paulus, noch die anderen zahlreichen Wanderprediger des Urchriſtentums können ſtets allerorten, wo man ihrer bedarf, zugleich gegenwärtig ſein. Notgedrungen greifen ſchon ſie mitunter zur Feder und ſchreiben oder diktieren, was ſie lieber und gewiß mit augenblicklicherem Erfolg mündlich geſagt hätten. Niemand denkt dabei noch an eine übernatürliche privilegierte Tätigkeit einzelner Federn. Niemand denkt, niemand kann denken an ausnahmsweiſe Entſtehung inſpirierter Schriften zu einer Zeit, da man die Wirkſamkeit des Geiſtes noch unmittelbar empfindet und die ganze Gemeinde Stätte derſelben iſt (Gal. 3, 25; 1 Kor. 3, 16; Röm. 8, 9; Eph. 4, 30; 1 Joh. 2, 20, 27). Was man ſchreibt, das iſt zunächſt Nebenſache, Gelegenheitsſchriftſtellerei und erhebt keine darüber hinausgehende Anſprüche. Gerade wie zu Sendſchreiben der Apoſtel und Miſſionare, ſo kommt es, entſprechenden Bedürfniſſen zufolge, auch zu brieflichen Kundgebungen und Mitteilungen der einzelnen Gemeinden unter- und aneinander, zu Empfehlungsſchreiben reiſender Brüder, zu Gemeinde- und Geſchäftsbriefen, zu Berichterſtattungen, inſonderheit zu tiefgreifenden Ermahnungs- und Troſtſchreiben. Zumeiſt ſolcherlei Literatur füllt das apoſtoliſche und nachapoſtoliſche Zeitalter. Einige dieſer Stücke ſind unter den Namen derjenigen Apoſtel, deren Sache ſie vertreten, ſpäter in den Kanon gekommen, und zwar in der Gal. 2, 9 angegebenen Reihenfolge Jakobus, Petrus, Johannes, denen ſich noch ein Judas als „Bruder des Jakobus“ anſchloß. Es ſind das die ſpäterhin unter dem Namen der „katholiſchen“ (im Morgenland) oder „kanoniſchen“ (im Abendland) Briefe gehenden Anſprachen an die ganze Chriſtenheit oder wenigſtens an eine größere Reihe von Gemeinden. Vor allem aber ſind nur ſo, als Ge-

legenheitsliteratur, schon die ältesten und echtesten Teile unseres Neuen Testaments zu verstehen, die um die Mitte des ersten Jahrhunderts entstandenen, an bestimmte Einzelgemeinden gerichteten Paulusbriefe, welche mit ihrem großen Reichtum an historischen Notizen, Anspielungen und Streiflichtern auf urchristliche Zustände die ergiebigste Quelle für unser Wissen um die letzteren bilden. Nur vergesse man nicht, daß mit Ausnahme eines einzelnen, sehr begreiflichen Falles, wo zwei Nachbargemeinden auf Austausch der an sie gerichteten Briefe gewiesen sind (Kol. 4, 16), Paulus nirgends verlangt, nirgends voraussetzt, daß etwa seine Korintherbriefe auch in Rom gelesen werden oder sein Römerbrief auch in Galatien; und am allerwenigsten dürfen wir ihm schon eine Ahnung davon zuschreiben, daß diese seine, momentanen Nötigungen entsprungenen, Briefe dereinst einmal gesammelt, den prophetischen Schriften des Alten Testaments mindestens gleichgestellt und als Teile eines göttlichen Lehrkodex gewertet sein würden sogar in Gemeinden, die er selbst nie gesehen, von denen er nie gehört hat, also noch in fernster Zukunft. Und warum nicht? Aus dem einfachen Grunde, weil es eine ferne Zukunft, nach Jahrhunderten, jetzt fast nach zwei Jahrtausenden zu bemessen, für ihn so wenig als für irgend einen urchristlichen Schriftsteller gegeben hat. Das führt uns auf den zweiten Punkt, auf die Zeit.

Der Raum ist, wie wir soeben gesehen haben, dem Urchristentum bald zu weit geworden. Ebenso ist ihm die Zeit zu lang geworden: die nur kurze Spanne Zeit nämlich, die nach allgemeiner Überzeugung der ersten Messiasgläubigen noch vergehen sollte, bis der Messias, den man einstweilen nur „in Niedrigkeit und Knechtgestalt“ kennen gelernt hatte, „in Herrlichkeit wiederkehren“, dem gesamten damaligen Leben und Treiben der Erdensöhne einen endgültigen Abschluß bereiten und einen ganz neuen Welttag herbeiführen werde mit dem vom Himmel auf die Erde sich herabsenkenden Reich Gottes. Da sind solche, die werden den Tod nicht schmecken, bis sie des Menschen Sohn kommen gesehen haben mit seinem Reiche (Matth. 16, 28), dort ein Ge-

ſchlecht, und zwar dieſes für Jeſu Jüngerſchaft und Gemeinde gegenwärtige Geſchlecht, das nicht vergehen wird, bis daß „dieſes alles“, nämlich die Zukunft des Menſchenſohnes mit den Wolken des Himmels, eintreten wird (Matth. 24, 30, 34). „Wir, die wir leben und überbleiben auf die Erſcheinung des Herrn“: ſo ſpricht Paulus im Namen der zeitgenöſſiſchen Gläubigen (1. Theſſ. 4, 15, 17; vgl. 1. Kor. 15, 51). „Die Zeit iſt abgekürzt (1. Kor. 7, 29); eine irdiſche Zukunft, die der Rede wert wäre, gibt es nicht mehr. Wir nennen das „die verkürzte Perſpektive des Urchriſtentums“. Die ganze Flutung der Geſchichte iſt eben im Begriff, in den Abgrund der Ewigkeit zu ſtürzen. Wer denkt in ſolcher Lage daran, eine neue Literatur zu ſchaffen und ſie gar auf Kinder, Enkel und fernſte Geſchlechter, die es doch nicht mehr gibt, als Heiligtum zu vererben? „Der Tag iſt nahe“, der Tag, der allen Tagen ein Ende macht; dieſer Tag iſt ſo gut wie ſchon da: ſo tönt es durch das ganze Neue Teſtament bis auf ſeine letzten Blätter in der johanneiſchen Offenbarung. Wir Heutigen mit unſerem unüberwindlichen Reſpekt vor Tatſachen und mit unſerem erſtarkten Wirklichkeitsſinn empfinden zwar die Kluft, die ſich hier auftut, ſchärfer und herber, als wie ſie je zuvor empfunden wurde, wiſſen uns aber auch zu helfen, indem wir das Ende der Welt Gott anheim ſtellen und es aus guten Gründen für ratſamer erachten, uns an unſer eigenes Ende zu erinnern. Anders der flammende Enthuſiasmus des Urchriſtentums, deſſen kräftigſte Lebenslaute alle einem vielſtimmigen Hymnus gleichen, mit dem die begeiſterten Gemeinden ihrem demnächſt wiederkehrenden Herrn entgegen zogen. Je mehr man ſich in dieſe heißen Stimmungen und ihre allmählich, aber unvermeidlich erfolgende Abkühlung hineinverſetzt, deſto erſtaunlicher und wunderbarer empfindet man die Tatſache, daß die junge Religion an der großen Enttäuſchung, die ihr der wirkliche Verlauf der Dinge bereitet hat, keineswegs hingeſiecht und geſtorben iſt, wie das nachher ſo vielen kleinen Konventikeln, ſchwärmeriſchen Inſpirationsgemeinden und dem Weltende entgegenſehenden Sekten widerfahren iſt, die jene enthu-

ſiaſtiſchen Anfänge kopieren zu ſollen geglaubt hatten. Daß die immerhin empfindliche und hier und da (2. Petr. 3, 3. 4; vergl. übrigens ſchon 2 Theſſ. 2, 1 – 8 mit 1 Theſſ. 5, 1 – 3) auch wirklich empfundene Hemmung, die das Chriſtentum durch den mitten auf ſeiner Bahn liegenden Stein des Ärgerniſſes erlitt, doch keinerlei Erlahmung zur Folge hatte, läßt gleichſam nach den Regeln der Mechanik auf die außerordentliche Kraft des erſten Stoßes ſchließen, welcher die ganze Bewegung hervorgebracht hatte. Warum rollte die Kugel unaufhaltſam weiter? Der ſo zuverſichtlich erwartete Abbruch des irdiſchen Geſchichtsverlaufes blieb zwar aus. Aber unvergeſſen und unvergeßlich blieb das Ereignis ſelbſt, das Erlebnis der größten religiöſen Kraft, die auf Erden erſchienen iſt; und mit der fortwirkenden religiöſen Inſpiration waren zugleich ſittliche Kräfte entbunden worden, die immer zielbewußter und ſiegesfroher an die völlige Neugeſtaltung wie der innern Gemütslage des einzelnen, ſo auch des Verhältniſſes von Menſch zu Menſch herantraten und ſo unvermerkt und unverzagt auf Bewältigung irdiſcher Aufgaben, damit aber auch auf eine irdiſche Zukunft losſteuerten.

3. Kanon und Kirche.

Das weltabgewandte, himmelstürmende Urchristentum mußte freilich erst als abgeschlossene Vergangenheit dahinten liegen, ehe Zukunftsgedanken Platz greifen konnten. Das zweite Jahrhundert bietet das fesselnde Schauspiel dieser Um- und Neugestaltung, der folgenschwersten Metamorphose, die das Christentum je erlebt hat, die Reformation mit eingeschlossen. Ganz sachte lebt es sich in diese Welt hinein, richtet sich ein auf die Bedingungen und Hergänge alles weltlichen Werdens und Wachsens und damit auch auf weltliche Ziele, die jetzt am Tageshimmel in Sicht treten, nachdem das glühende Morgenrot am Horizonte erbleicht war. Bald tauchen in vereinzelten Geistern sogar Ahnungen und Ansprüche auf, als sollte die neue Religion Weltreligion werden, ein Seitenstück zu dem Weltreich gewordenen römischen Staat. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtete nicht etwa erst zu Konstantins, des ersten christlichen Kaisers, Zeiten dessen Lobredner, der Bischof[1] Eusebius von Cäsarea, sondern schon um 170 ein schriftstellerischer Verteidiger des Christentums, der gelehrte Bischof Melito von Sardes, das Verhältnis von Kirche und Staat. Eines nur schien dieser unter einem einheitlichen Haupte, dem gleichzeitig mit dem Christentum aufgekommenen Kaisertum, zusammengefaßten Völkerwelt noch zu fehlen: eine gemeinsame Seele. Diese ihm einzuhauchen, stellte sich

die alte katholische Kirche zur Aufgabe. So nämlich nennt sich die neue geschichtliche Größe, welche jetzt an die Stelle des von Jesus verkündigten übergeschichtlichen Gottesreiches getreten ist. Die zuvor in nur loser, fast zufälliger Verbindung miteinander gestandenen Gemeinden bilden jetzt ein Kartell, eine Konföderation; eine Weltbrüderschaft, die über den ganzen Boden des römischen Reiches und darüber sich ausdehnt. Aus selbständig nebeneinander stehenden Gemeinden war etwa zu Melitos Zeiten eine sie alle umfassende Kirche geworden mit gemeinsamen Ordnungen und Bräuchen; aus mit prophetischer Freiheit wirkenden Apostelschülern, Ältesten Hirten und Lehrern waren Bischöfe geworden mit autoritativer Amtsgewalt auch über die Lehre. An die Stelle der allgemeinen Geistbegabung, wie sie den primitiven aber chaotischen Zuständen eigen und charakteristisch gewesen war, treten jetzt privilegierte Erben des allgemeinen Priestertums in einem abgestuften Klerus, und dieser Klerus spitzt sich wieder zu in einem monarchischen Episkopat, welcher als legitimer Nachfolger des Apostolats die Bürgschaft für unverfälschte Überlieferung der Lehre übernimmt; anstatt der ab- und zureisenden Brüder, welche zuvor die Einzelgemeinden mit einander in Zusammenhang und Fühlung erhalten hatten, finden wir jetzt Zusammenkünfte der Bischöfe und Kleriker, bald auch eigentliche Synoden, welche nach Muster von Apostelgeschichte 15, 28 sagen: „Es gefiel dem heiligen Geist und uns". So entstand jenes feste Gefüge eines Morgenland und Abendland umschlingenden christlichen Weltverbandes, welcher sich schon im zweiten Jahrhundert die allgemeine (griechisch: die „katholische") Kirche nannte und bald genug vom römischen Staat geradezu als ein Staat im Staat empfunden und darum von Zeit zu Zeit mit Verfolgungen heimgesucht wurde.

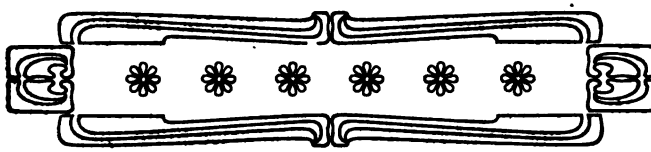
Zum Inventar dieser Kirche gehört nun auch der neue Kanon. Ähnlich wie aus einer Mehrheit von nebeneinander herlaufenden Richtungen der nachapostolischen Zeit die verträglicheren, zielbewußteren und praktisch geschulteren sich zum katholischen Kirchenverband zusammenschlossen, so wurden aus einer größeren

Anzahl altertümlicher Schriften diejenigen, welche besonders bei den führenden unter den katholischen Gemeinden oder bei deren Mehrzahl schon bisher am meisten gelesen waren, zu kanonischem Ansehen erhoben. Beide Bildungen laufen geschichtlich parallel neben einander her und bedingen sich gegenseitig. Zweifelsohne gingen dem großen Ring der katholischen Kirche kleinere Sonderketten voraus, hier judenchristliche, dort paulinische, andern Orts sonstwie eigenartig unter sich verwandte Gemeinden. Demgemäß ging wohl auch eine ursprüngliche Mannigfaltigkeit von Ansätzen zur Kanonbildung dem einheitlichen Gebrauch einer und derselben Sammlung voraus. Kanoneinheit und Kircheneinheit erfordern und bedingen sich wechselseitig. Die Anerkennung einer Anzahl von apostolischen und nachapostolischen Schriften als gemeinchristlicher Norm und unbedingter Lehrautorität, also als Kanon, setzt auch eine gemeinchristliche Kirche voraus, für welche jene bestimmt ist. Umgekehrt liegt es im Interesse der allgemeinen Kirche, auch eine gemeingültige und unter göttlicher Garantie stehende Grundlage für Glauben, Lehre und Gemeindeleben zu besitzen. Eine solche aber konnte die international gewordene Kirche im Alten Testament, das ganz auf nationaler Grundlage ruht, auf die Dauer nicht mehr finden. Vortrefflich zwar hatte sich dieses Alte Testament bewährt, so lange es galt, dem fast leidenschaftlich erregten Drang der Zeit nach uralter Offenbarung, nach orientalischer Gottweisheit, nach helldunklem Orakel Genüge zu bieten. Von einem wirklich geschichtlichen Verständnisse des Alten Testamentes konnte ja gar keine Rede sein. Niemand war dessen fähig. Um so leichteres Spiel hatte man, auf jeder Seite des Buches Jagd nach Weissagungsbeweisen zu veranstalten und damit einer theologischen Hauptpassion der älteren Christenheit zu fröhnen. Aber viel einfacher und praktischer war doch das neue Verfahren, wenn man neben die Schriften der Weissagung die Schriften der sie ergänzenden Erfüllung, neben die Propheten die Apostel stellte.

Die Apostel – damit ist eine dritte Autorität namhaft

gemacht, welche jetzt den beiden bisher geltenden, der „Schrift“ und dem „Herrn“, zur Seite trat. Denn „wie Christus von Gott gesandt ist – sagt um das Jahr 100 der römische Clemens – so die Apostel von Christus“. Sie stehen ihm als seine Herolde in der Welt zur einen Seite, wie die alttestamentlichen Propheten als seine Vorboten zur anderen. Je weiter wir vom apostolischen Zeitalter abrücken, desto mehr erhöht sich das Postament, auf welchem die „guten“, die „seligen“, die „heiligen Apostel“ stehen, um alle folgenden Generationen anzureden. Die Apostel sichern jetzt den Rückblick auf Christus, wie die Propheten den Vorblick auf ihn ermöglicht hatten: beides kraft übernatürlicher Befähigung in Rede wie auch in Schrift. Auf dieses zweite Moment fällt jetzt der Nachdruck. Denn nur als Schriftsteller sind ja die Apostel für alle Folgezeit noch vorhanden, wie zuvor die Propheten nur in ihrer schriftstellerischen Hinterlassenschaft noch als Zeugen für die genaue Erfüllung uralter Verheißung angerufen werden konnten. So forderte das Gesetz der Symmetrie einen neuen Kanon neben dem alten. Selbstverständlich übertrug man auf jenen alle Eigenschaften, welche schon das Alte Testament wie im jüdischen, so im christlichen Glauben als die gesamte übrige Literatur himmelhoch überragend erscheinen ließen. Man hatte sich eben mittlerweile von der Geburtsstunde des Christentums so weit entfernt, daß man die zurückgelegte Wegstrecke überschauen und eine ein für allemal dahinten liegende Vergangenheit von der Gegenwart bewußt unterscheiden konnte. Das Gefühl der Distanz stellte sich ein. Die apostolische Epoche erschien im verklärtem Glanz eines abgeschlossenen goldenen Zeitalters der Kirche und demgemäß auch seine schriftliche Hinterlassenschaft im Lichte einer für alle Folgezeit maßgebenden, einer kanonischen Autorität. Nach Autoritäten aber sah man sich in demselben Maße begieriger um, als der innere Reichtum versiegte und die im Urchristentum überall laut gewordenen Propheten, Offenbarer, Zungenredner neben dem kirchenordnungsmäßig bestellten Lehramt verstummt waren, ja verstummen mußten. Zu einem

solchen Müssen nämlich kam es, seitdem sich die Kirche jener gewaltsamen Reaktion des urchristlichen Enthusiasmus zu erwehren hatte, welche nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts als „Montanismus" aufgetreten war mit der Tendenz auf Wiedererweckung der durchaus weltflüchtigen Ideale und Lebensformen der ältesten Gemeinden, zugleich aber auch mit dem Anspruch, in einer neuen, montanistischen Prophetie eine letzte und höchste Gottesoffenbarung zu bringen und damit selbst das überlieferte Apostelwort noch zu überbieten. Dieser asketisch-schwarmgeisterischen Bewegung gegenüber sah sich die von ihr als verweltlicht verschrieene und heftig angefeindete Kirche in der Lage, die Epoche der Offenbarung fest abzugrenzen, sie in eine definitiv gewordene Vergangenheit zu verlegen und als eine solche klassische Zeit des Christentums ausschließlich das urchristliche Zeitalter gelten zu lassen. Hatte damals der Gottesgeist seine Selbstoffenbarung im mündlichen Wort der Apostel gefunden, so verwandelte sich dieses jetzt in Schrift und Buch. Von dieser Seite und auf solchem Wege also erwuchs der literarischen Hinterlassenschaft jener apostolischen Epoche mit der Zeit eine einzigartige Machtstellung und infolge dieser zuletzt ihre Kanonisierung. Seit dem Sieg über den Montanismus galt die Reihe der Offenbarungsträger als abgeschlossen, nämlich als auf „Propheten und Apostel" beschränkt.



4. Der werdende Kanon.

Ist es nun auch bei der nur sehr spärlichen und unsicheren Beleuchtung, die auf den vom apostolischen Zeitalter zur Kirchenbildung führenden Weg fällt, unmöglich, den Prozeß der Kanonbildung ins einzelne zu verfolgen, so läßt sich doch soviel wenigstens behaupten, daß uns hier überall ein Bild des Werdens und Wachsens, nicht aber ein abgeschlossenes, fertiges Produkt entgegentritt. Vorweg gilt das von der Rolle, welche die neutestamentlichen Schriften im kultischen Gebrauch spielen. Leicht kann man sich ja vorstellen, wie die erste und einmalige Vorlesung eines paulinischen Briefes in der Gemeinde der Adressaten schon darum zur Wiederholung einlud, weil sein Inhalt dem Verständnisse sogar der ersten Empfänger kaum anders als durch öfteres Anhören wenigstens einigermaßen durchsichtig werden konnte, und ebenso begreiflich ist, wie ähnliche Bedürfnisse dann auch noch auf Sammlung der sich wechselseitig erklärenden paulinischen Sendschreiben hindrängten (erste Spur davon 2. Petri 3, 15, 16). Wenigstens ein neutestamentliches Buch, die sog. Apokalypse des Johannes, erhebt, weil sie die alttestamentliche Weisſagung fortsetzen und zu Ende führen will, geradezu Anspruch darauf, in den Gemeindeversammlungen zur Vorlesung zu gelangen (1, 3; 22, 18). Fast selbstverständlich aber ist es, daß diese, dem Synagogengebrauch nachge-

bildete gottesdienstliche Sitte der „Vorlesung“ (1. Tim. 4, 13) vor allem den im letzten Menschenalter des ersten Jahrhunderts zu Zwecken der gemeindlichen Erbauung und Unterweisung erfolgten, schriftlichen Niederschlägen der lange nur von Mund zu Mund ergangenen Überlieferung, d. h. den drei nach Matthäus, Markus und Lukas genannten Evangelien, zugute kommen mußte. In dem etwas später erst in deutliche Sicht tretenden „Evangelium nach Johannes“ scheint eine Versammlung direkt angeredet werden zu sollen (19, 35; 20, 31). Die erste sichere Kunde von der gottesdienstlichen Vorlesung von Evangelien gibt uns um die Mitte des zweiten Jahrhunderts der bedeutendste christliche Schriftsteller dieser Zeit, Justinus, genannt der Märtyrer, ein als Grieche geborener, dann durch die übliche Bildungsschule der Zeit gegangener Wanderphilosoph des Christentums. Aber auch bei ihm tritt noch deutlich zutage, daß solche schriftliche Darstellungen der Worte und Taten Jesu deswegen noch lange nicht an sich als heilige Schriften gewertet sind, sondern daß nur der Sprecher selbst, dessen Worte sie darbieten, als Erfüllung aller Weissagung eine abschließende, höchste Autorität bildet. Von den Evangelien spricht Justin noch ganz, wie man von menschlicher Schriftstellerei spricht: er nennt sie gern „Denkwürdigkeiten der Apostel“. Sowohl bei ihm selbst als in anderen ungefähr gleichzeitigen Schriften finden wir neben und über dem Alten Testament fast immer nur die „Herrenworte“ als letzte Instanz angerufen, und auch das geschieht lange noch in freiester Weise, so daß die in jenen drei ältesten, den sogenannten „synoptischen“ Evangelien vorliegenden Redaktionen der gemeinsamen Überlieferung beständig untereinander und außerdem mit solchen Jesusworten vermischt erscheinen, die in keinem Evangelium stehen, sondern nur mündlich fortgepflanzt waren. Merkwürdig hebt sich diese ungebundene Stellung zu den Evangelien bei den auf die neutestamentliche Literatur folgenden, nahe an das apostolische Zeitalter heranreichenden Schriftstellern, den sogenannten „apostolischen Vätern“, ab von der immer wachsenden Genauigkeit, womit alttestamentliche Stellen reproduziert werden. Dem ent-

sprechend kann man für diese Übergangszeit nur von zunehmender Ausgiebigkeit in der nebenhergehenden Benutzung urchristlicher Literatur reden.

Gerade noch gegen Mitte des zweiten Jahrhunderts hält sich der phrygische Bischof Papias*) mit Vorliebe an das, was ihm „die lebende und bleibende Stimme" zuführt, d. h. er zieht die mündliche Tradition der schriftlichen vor. Aber zur selben Zeit, da er seine meist auf diesem Wege gesammelten Schätze der Christenheit zugänglich macht, kündigt sich auch bereits der Umschlag an. Denn eben daraus, daß jene mündliche Überlieferung allmählich an Sicherheit verliert, daß sie bald zu versiegen droht, versteht es sich, wenn Justinus nur noch Herrenworte anführt, die ihm in Schrift verfaßt vorliegen, wenngleich auch nicht alle gerade in unseren heute noch als kanonisch geltenden Evangelien. Nicht minder bezeichnend ist aber auch die weitere Tatsache, daß derselbe Schriftsteller, wenn er für die absolute Wahrheit und Gültigkeit seiner Aussagen über Jesus und die christliche Sache einen Schriftbeweis führen will, noch mit Vorliebe zum Alten Testament greift, was er nicht zu tun nötig gehabt hätte, wenn es für ihn schon ein Neues Testament mit für sich allein ausreichendem Ansehen gegeben hätte. Erst im späteren Verlauf des zweiten Jahrhunderts beruft man sich, wie früher auf „Herrnsprüche", so jetzt vielmehr auf „Herrnschriften" und treten zuletzt die auf apostolischen Ursprung zurückgeführten Bücher als neutestamentliche den alttestamentlichen Schriften mit kanonischer Wertung zur Seite: ein ganz unvermeidliches Ergebnis des gottesdienstlichen Brauches überall da, wo derselbe neben dem Alten Testament auch schon neue christliche Schriften zur öffentlichen Vorlesung zugelassen und dadurch eine Übertragung der maßgebenden Bedeutung jener auf diese befördert hatte.

Zunächst und zu allermeist gilt das eben Gesagte von den Evangelien. Diese werden anfänglich lediglich

*) Vgl. über ihn die „Religionsgeschichtlichen Volksbücher", Reihe I, Heft 1, S. 8.

als Erſatz für den nicht mehr erreichbaren mündlichen Bericht geſchätzt. Heilig und autoritativ ſind darin aber lange nur die Worte des Herrn ſelbſt, für die ſie den feſten Rahmen bilden. „Der Herr ſagt im Evangelium“ lautet eine Formel, der wir noch durch das ganze zweite Jahrhundert nicht ſelten begegnen. Damit war ein ſtärkeres Hervortreten des ſchriftlichen Berichtes eingeleitet, und immer deutlicher zeigt es ſich, daß den Schriftſtellern dieſer Zeit die von ihnen angerufenen Worte des Herrn in der Form vorſchweben, die ſie in dem erſten und dem dritten unſerer kanoniſchen Evangelien, alſo in den längeren und reicheren Synoptikern, angenommen haben. Zumal das nach Matthäus benannte macht ſich als das verbreitetſte und beliebteſte Evangelium der werdenden katholiſchen Kirche bemerkbar, wie es auch das einzige iſt, welches ſchon das Wort und den Begriff „Kirche“ kennt (16, 18; 18, 17). Ihm gelten auch bezeichnender Weiſe die erſten noch ganz vereinzelt und gleichſam vorpoſtenartig vorkommenden Fälle, in welchen die Berufung auf ſolches, was „geſchrieben ſteht“, nicht etwa bloß dem Alten Teſtament oder irgend welchen Orakeln unbekannten Urſprungs, ſondern wirklich urchriſtlichen Schriften zu gut kommt (Barnabas 4, 14 = Mt. 22, 14. — Juſtinus, Dial. 49 = Mt. 17, 13. — 2. Clem. 2, 4 = Mt. 9, 13). Begreiflicher Weiſe war es je länger je weniger tunlich, das Wort des Herrn von dem Rahmen, in den es hineingeſtellt war, zu unterſcheiden, das Buch und ſeinen Inhalt auseinander zu halten. Die Heiligkeit des Inhalts mußte ſich dem Buche mitteilen. Und auch dabei konnte es auf die Dauer nicht bleiben, daß, wie es wohl urſprünglich der Fall geweſen war, in jeder Gemeinde nur ein Evangelium zur Vorleſung kam, hier Matthäus, dort Lukas, bei Judenchriſten das Hebräerevangelium, bei Heidenchriſten das Egypterevangelium, endlich in Kleinaſien auch Johannes; ſondern der wachſende Verkehr der Gemeinden führte zum Austauſch, und das Intereſſe der Kirche erheiſchte eine gemeinſame Grundlage. So kam es zu der uns geläufigen Vierzahl, welche wahrſcheinlich zuerſt in den führenden Gemeinden

Kleinasiens festgestanden, dann aber in der ganzen Kirche sich durchgesetzt hat, und zwar unter Zurückdrängung einer nicht ganz unerheblichen Anzahl von Konkurrenzwerken, welche zum Teil, wie das ebengenannte Hebräerevangelium, den kanonischen an Alter nur wenig nachgaben*). In seiner ersten Gestalt kann somit der neutestamentliche Kanon ein Vierevangelienkanon heißen oder, wie damals der 177 Bischof von Lyon gewordene Irenäus sagte, das „viergestaltige Evangelium".

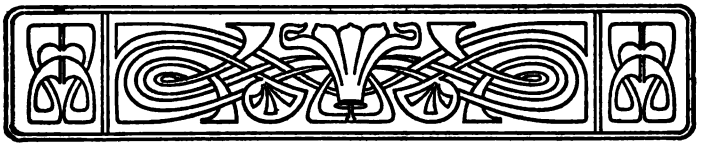
Weiterhin aber hat namentlich das Auftreten der gnostischen Bewegung auf die Kanonbildung eingewirkt. Den in bunter Mannigfaltigkeit zu Tage tretenden Ausgeburten der allgemeinen Religionsmengerei jenes Zeitalters eignet als gemeinsames Kennzeichen die Verbindung kraß märchenhafter Göttermischung mit einem träumerisch über das Welträtsel sinnenden Idealismus; wilder, irdische, überirdische und unterirdische Dinge umfassender Begriffsdichtung mit weltflüchtigen, der Heimat der Seele zueilenden Sehnsuchtsgedanken. Die Gemeinschaften und Vereine, in welchen eine solche Stimmung gepflegt wird, zeigen naturgemäß eine Tendenz auf Geheimtuerei und Zauberliteratur, auf Separation und Ausscheidung der Wissenden (griechisch: „Gnostiker") von dem gemeinen Pöbel des blind gläubigen Kirchenvolks. Kaum war das junge Christentum aus seiner jüdischen Verpuppungsgestalt in die mit Mysteriendust gesättigte Atmosphäre der damaligen heidnischen Welt eingetreten, so naht ihm auch die Versuchung, von den alttestamentlichen Heiligtümern ganz abgedrängt zu werden und sich im buntesten Schimmer griechischer Mystik und orientalischer Mythologie zu verlieren. Ganz naturgemäß mußte die von dieser Seite her der Kirche drohende Gefahr der Zersetzung sowohl zur festeren Ausgestaltung des Baues der Kirche selbst nach Lehre, Kultus und Disziplin, als auch zur deutlicheren Abgrenzung einer kanonischen Literatur führen. Mindestens hat diese innere Krisis den Hergang der Kanonbildung beschleunigt. Die etwa

*) Über die außerkanonischen Evangelien vgl. „Religionsgeschichtliche Volksbücher" Reihe I, Heft 1, S. 5 f.

in die Jahre 140 bis 175 fallende Auseinandersetzung zwischen Kirche und Gnosis diente dazu, das schon an sich bestehende Bedürfnis nach einem allgemein gültigen Lesegut der Christenheit noch zu lebhafterer Empfindung zu bringen. Die Konkurrenz, welche die gnostischen Schulen und Konventikel der Kirche bereiteten, nötigte sie dazu. Wie diese, so wollten auch jene durch sichere Traditionsfäden mit der apostolischen Epoche zusammenhängen, und aus dieser angeblichen Geheimtradition schöpften sie das Recht zur Produktion einer Anzahl von apokryphen Evangelien, Apostelgeschichten und religiösen Romanen, welcher sich bald auch die Kirche nicht mehr recht zu erwehren vermochte.

Anderseits benutzten die Gnostiker aber auch gern gerade diejenigen Bücher, welche in der Kirche als heilig galten, um sie durch neue Auslegungskünste im Interesse ihrer Sonderlehren auszubeuten, so daß die Bildung des neutestamentlichen Kanons auf gnostischer Seite fast eine mit dem in der Kirche verlaufenden Prozeß parallele Linie darstellt. Es scheint sogar, als habe sie diesem wenigstens auf einem einzigen Punkt einen Vorsprung abgewonnen, sofern gerade einer der gefürchtetsten unter den gnostischen Schulhäuptern, Marcion, schon um 144 in Rom mit einem neutestamentlichen Kanon auftritt, bestehend aus einem Evangelium (nämlich dem nach Lukas benannten) und zehn paulinischen Briefen (nämlich unserer heutigen Sammlung mit Ausschluß der spät entstandenen drei Pastoralbriefe, d. h. der Briefe an Timotheus und Titus). Sei es nun, daß er diese paulinische Sammlung schon in der römischen Kirche vorgefunden, sei es, daß er sie erstmalig als kanonisches Gut abgegrenzt habe, auf jeden Fall bezeichnet dieses erstmalige Auftreten von Paulusbriefen mit kanonischer Wertung eine Epoche in der Geschichte des Kanons. Denn nicht bloß nötigte Marcion dadurch, daß er, wie auch andere Gnostiker, das Alte Testament verwarf, die Kirche dazu, ein Neues Testament aufzustellen, um überhaupt den Offenbarungsbegriff zu sichern, sondern se wird auch jetzt erst die Tatsache begreiflich, daß bald genug in der Kirche die paulinischen Briefe, ungeachtet

ihrer lokal und temporär bedingten Entstehungsmotive, den Evangelien gleichgestellt wurden; diese aber waren ja ihrerseits schon zuvor auf dieselbe Linie der Wertschätzung mit den alttestamentlichen Schriften vorgerückt. Freilich war Paulus bis dahin bei kirchlichen Schriftstellern oft nur sehr hintergründlich sichtbar gewesen; so bei Papias, Hermas, Justin, Tatian, Hegesippus im Unterschiede von Ignatius, Polykarp, Athenagoras und Theophilus. Aber ihn, den Gesandten des himmlischen Christus an die Heidenwelt, durfte die Kirche auf keinen Fall jenen Gnostikern überlassen, die hauptsächlich seine Gedanken ausbeuteten und ihn den Urapostеln mindestens vorzogen. Noch vor Schluß des zweiten Jahrhunderts sehen wir daher die Kirche allenthalben im übereinstimmenden Besitz von 4 Evangelien und jetzt, nach Aufnahme der Pastoralbriefe, 13 Paulusbriefen. Als Brücke zwischen Evangelien und Paulusbriefen stellt sich jetzt die Apostelgeschichte ein. Außerdem aber sah man sich, schon um den marcionitisch-paulinischen Kanon noch zu überbieten, nach einer *gesamtapostolischen* Autorität, also auch nach urapostolischen Hinterlassenschaften um; als solche aber boten sich schon seit längerer Zeit die beiden Schriftstücke dar, welche uns als erster Petrusbrief und als erster Johannesbrief bekannt sind. Waren die Apostel erst einmal als die richtigen und schlechthin unersetzlichen Überlieferer der Kunde von Jesus, also in ihrer Eigenschaft als „Evangelisten“ im weiteren Sinn des Worts, zu einzigartigem Ansehen herangewachsen, so verstand es sich von selbst, daß eine gleiche Wertung auch allem zuteil werden mußte, was sie außer jenen erzählenden Berichten sonst noch im Dienste des Evangeliums geschrieben hatten. Dazu gehört aber endlich auch das besonders in Kleinasien und im Abendland so hochgewertete, dem Apostel Johannes zugeschriebene Offenbarungsbuch.



5. Der fertige Kanon.

Damit hätten wir die 21 Schriften beisammen, welche den Grundstock unseres heutigen Kanons, eine Art Urkanon darstellen. So also sah das Neue Testament gegen Schluß des zweiten Jahrhunderts in der Kirche des römischen Reiches aus. Dabei ist es gegenüber der nicht kanonisch gewordenen Literatur noch immer nur mit flüssig gehaltenen, stark beweglichen Linien abgegrenzt. Beispielsweise behandeln den sogenannten Hirten des Hermas (das prophetisch sein wollende Produkt eines römischen Christen, davon man aber schon im Jahre 220 in Rom, Gallien und Nordafrika nichts mehr wissen wollte) noch alle griechischen Theologen des dritten Jahrhunderts als eine kanonische Schrift, sobald sie Anlaß und Interesse daran haben ihn anzurufen. Ziemlich nahe an das Neue Testament rücken außerdem heran Schriften, wie das schon mehrfach genannte Hebräerevangelium, aber auch apostelgeschichtliche Apokryphen, wie die „Taten des Paulus", die „Predigt des Petrus", weiterhin auch eine demselben Apostel zugeschriebene Apokalypse, die Briefe des römischen Clemens und Barnabas, endlich die „Lehre der 12 Apostel". Ja sogar noch später erscheinen in der griechischen Kirche zuweilen die „apostolischen Konstitutionen" und „Kanones" als echter apostolischer Nachlaß, und über ein noch viel um-

fangreicheres Neues Teſtament verfügten die koptiſche und die äthiopiſche Kirche.

Säuberlicher verfuhr die griechiſch-römiſche Reichskirche, wenn ſie im Laufe des vierten Jahrhunderts alle dieſe Schriften, die eine Zeitlang die Grenze des Kanoniſchen unſicher gemacht hatten, als „apokryphiſche“ Produkte ausſchied und damit gar manches, was an früheres Schwanken und Irren erinnerte, von ihren Rockſchößen abſchüttelte. Gleichzeitig aber ergänzte und vervollſtändigte ſie den Urkanon. Alle dieſem noch fehlenden Stücke, wie der zweite nach Petrus, der große nach Jakobus und der kleine nach Judas genannte Brief, endlich die beiden kleinen Johannesbriefe, werden erſt von Schriftſtellern des dritten Jahrhunderts erwähnt und bezüglich ihrer Echtheit noch vielfach mit Fragezeichen notiert. Aber im folgenden Jahrhundert tat ſich auch für dieſe Spätlinge noch eine Tür auf. Und zwar fiel dieſer letzte Abſchluß des Kanons in die Periode der großen, die Chriſtenheit durchwogenden Kämpfe um Trinität, Gottheit Chriſti und dergleichen. Überall galt es jetzt, feſte, ab- und ausſchließende Formeln zu gewinnen. Auch bei den bisher vielfach noch ſchwankend umriſſenen Grenzen des Neuen Teſtamentes konnte ſich das Zeitalter der Orthodoxie nicht mehr beruhigen; eine feſte Mauer ſollte um den zuvor etwas erweiterten Gemeinbeſitz der Kirche gezogen werden. Noch um 324 kennt der Kirchengeſchichtſchreiber Euſebius einen Stufenunterſchied unter den neuteſtamentlichen Schriften in Bezug auf Sicherheit ihrer apoſtoliſchen Herkunft und auf Allgemeinheit ihres kirchlichen Gebrauchs. Aber bald genug mußte die bei ihm erſcheinende Mittelklaſſe zwiſchen kanoniſchen und apokryphiſchen Büchern verſchwinden. Es handelte ſich damals im Grunde nur noch um zwei Bücher. Im chriſtlichen Morgenlande war eine tiefgehende Abneigung gegen die Apokalypſe eingekehrt. Der griechiſchen Bildung war die Phantasmagorie des tauſendjährigen Reiches anſtößig. Nicht bloß viele ſyriſche Zeugen, auch hervorragende griechiſche Kirchenlehrer von dem alexandriniſchen Biſchof Dionyſius († 265) an rechnen gerade nur dieſes Buch nicht mehr

zum Neuen Teſtament. Im Abendlande dagegen hatte man bisher nachdrücklichſt den Hebräerbrief, ein Lieblingsbuch der alexandriniſchen und der ſyriſchen Kirche, ausgeſchloſſen, von deſſen nichtpauliniſchem Urſprung man offenbar aus guten Gründen überzeugt war. Jetzt aber übernimmt der Vater der Orthodoxie, Athanaſius aus Alexandria (daſelbſt Biſchof 328–373), die Vermittelung zwiſchen beiden Reichshälften. Während und infolge ſeines wiederholten Aufenthaltes im Abendland überzeugen ſich die Säulen der lateiniſchen Rechtgläubigkeit von dem einſtweilen in Alexandria feſtgeſtellten pauliniſchen Urſprung des Hebräerbriefes – allerdings nicht ohne ihrer Überzeugung dabei einen merklichen Stoß zu verſetzen, wie das bei dem gelehrten, aber den auf etwas Fertiges und Handfeſtes gerichteten Wünſchen der Zeit überall bereitwillig entgegenkommenden Hieronymus(†420) am nachweisbarſten iſt. Anderſeits übernimmt jetzt Alexandria vom Abendlande den Glauben an die johanneiſche Echtheit, Apoſtolizität und Kanonizität der Apokalypſe, und im weiteren Verlaufe des vierten und fünften Jahrhunderts ſetzt ſich vor allem kraft athanaſianiſcher Autorität das Neue Teſtament in ſeinem jetzigen Umfang durch. Im Abendland beſorgten ein Gleiches Rufinus, Presbyter in Aquileja (410) – beiläufig ſo ziemlich der einzige Abendländer, der um 400 noch einen Stufenunterſchied neuteſtamentlicher Bücher anerkennt – mehr noch ſein ehemaliger Mitſchüler und Freund Hieronymus, weiterhin der große Biſchof von Hippo Regius: Auguſtinus († 430) und endlich nicht zum wenigſten auch der Papſt. Am Schluſſe des vierten Jahrhunderts tagen unter Auguſtinus' Autorität in Afrika Synoden, welche den Hebräerbrief für kanoniſch erklären und ihre Beſchlüſſe der römiſchen Kirche zur Beſtätigung übermachen. Auf der Synode von Karthago im Jahre 419 werden unter Anweſenheit eines römiſchen Legaten erſtmals ohne Umſchweife 14 Paulusbriefe (früher ſagte man vorſichtig 13+1) gezählt, nachdem ſchon 382 eine römiſche Synode unter Papſt Damaſus und 405 Papſt Innozenz in einem Erlaß an den Biſchof Exuperius von Toloſa den Kanon im athanaſianiſchen Umfang feſtge-

ſtellt hatten. Ebenſo geſchieht 496 auf dem erſten römiſchen Index, einem vom Papſt Gelaſius herrührenden Verzeichniſſe von Büchern, welche zu leſen geboten oder verboten ſind. Wir lernen hier eine ungemein reichhaltige apokryphiſche Literatur kennen, welche (zum Beweiſe, wie wirkſam ſolche römiſche Bücherpolizei war) ſeither größtenteils ſpurlos verſchwunden iſt. Auch war man bei ſolchem Verdammungsgeſchäft über Namen, Herkunft und ſonſtige Beſchaffenheit der betreffenden Bücher ſchon damals ſo ſchlecht unterrichtet, wie auch meiſt nachher. Um ſo weniger fehlte es jetzt ſchon an dem ſpäter noch wachſenden Vertilgungseifer. Papſt Leo übergibt 447 in einem Briefe an den Biſchof Turibius von Aſtorga die fälſchlich unter apoſtoliſchen Namen gefertigten Schriften einfach dem Feuertod.

Während die Signatur des Apokryphiſchen in unbeſtimmbarer grenzenloſer Vielheit wild wachſender Literatur beſteht, wie ſchon Irenäus von unzählbaren Apokryphen ſpricht, gehört es (z. B. einem dem Athanaſius zugeſchriebenen Verzeichnis der bibliſchen Bücher zufolge) zum Begriff des Kanoniſchen, in beſtimmt abgegrenzter Zahl zu erſcheinen. Dies eben macht den Stempel des Göttlichen aus im Gegenſatz zum Profanen (Offenb. Joh. 11, 1. 2). Daher zeigt ſich die kanoniſche Sammlung mehrfach von einem im Geſchmack der Zeit liegenden Zahlenſpiel beherrſcht. Daß der Evangelien gerade vier ſein müſſen, nicht mehr und nicht weniger, hatte ſchon vor Schluß des zweiten Jahrhunderts der Kirchenvater Irenäus mehr theologiſch als logiſch damit begründet, daß es auch der Winde, der Weltgegenden und der Cherubgeſtalten ebenſoviele gebe. Weiterhin ſchlug die heilige Siebenzahl durch. Etwa gleichzeitig mit Irenäus macht ein nur fragmentariſch erhaltenes römiſches Kanonverzeichnis darauf aufmerkſam, daß Paulus gerade an ſieben Gemeinden geſchrieben habe, an die Korinther, Epheſer, Philipper, Koloſſer, Galater, Theſſalonicher und Römer. Mit der Zeit ſtellte ſich die Ordnung etwas um und trat inſonderheit der Römerbrief entſprechend der Bedeutung ſeiner Adreſſe an die Spitze der Sammlung, wie aus gleichem Anlaß das von den

römischen Päpsten Damasus und Gelasius (382 und 496) entworfene Register, aber auch sonst Synoden, Kirchenväter und Verzeichnisse der biblischen Bücher, den Petrusbriefen den Vortritt vor den Jakobus-, Johannes- und Judasbriefen einräumen. Das Zahlenspiel aber war nach Hinzutritt des Hebräerbriefes zwar aufgelöst, zugleich aber doch in neuer Form wiederhergestellt, nämlich als verdoppelte Siebenzahl. Zuvor schon war auch die Zahl der als urapostolisch geltenden katholischen Briefe von zwei auf sieben gesteigert worden, und in glücklichster Weise bringt die johanneische Apokalypse das Ganze zum Abschluß, indem sie 1, 19–3, 22 ihre Geheimnisse mit sieben Briefen, die der himmlische Christus an seine Gemeinden auf Erden schreiben läßt, einleitet und 22, 18, 19 endet mit dem Verbot, den Worten dieses Buches irgend etwas ab- oder hinzuzutun, womit genau der Begriff einer klassischen, ein für allemal fest abgeschlossenen, einer auch in diesem Sinne kanonischen Literatur getroffen ist. Die angeführte Stelle der Apokalypse erscheint bei Kirchenvätern ebenso als Kanonisationsformel, wie zuvor ähnlich lautende Stellen des Deuteronomiums (5. Mos. 4, 2; 13, 1) in der Synagoge gebräuchlich waren.

Es versteht sich von selbst, daß ein so planvoll geordnetes Ganze nicht zufällig entstanden ist, sondern die Spuren der absichtlichen und überlegenden Tätigkeit der Kirche trägt. Diese ließ sich bei der Kanonbildung ebenso sehr von dem Grundsatze leiten, daß der apostolische Ursprung die Zugehörigkeit zur heiligen Schriftensammlung bedinge, als zugleich auch von der gebotenen Rücksicht auf das kirchliche Herkommen, welches eine Reihe von Schriften als ein für allemal gegeben, weil in den Gottesdiensten von jeher verlesen, darbot. Aber auch die Kirche, als eine höhere Gemeinschaft des Geistes und des Glaubens gedacht, hätte es nicht fertig gebracht, in der doch verhältnismäßig kurzen Zeitfrist, etwa zwischen Justin und Irenäus, lediglich auf dem Wege der allmählichen Verständigung, des Austausches und Ausgleiches zu einem so allgemein geteilten, gleichsam von den Gemeinden des ganzen Erdkreises unterschriebenen Urteil bezüglich des Urkanons zu gelangen,

wenn nicht ſtatt der vielköpfigen Einzelgemeinden ihre einheitlichen Häupter gehandelt, wenn es nicht, um im Bilde zu bleiben, die Hände der Biſchöfe als der kraft apoſtoliſcher Sukzeſſion berechtigten Repräſentanten der Kirche geweſen wären, welche jene Unterſchrift zu leiſten gehabt hätten. Urkundliche Beweiſe laſſen ſich zwar für die Zuſtände und Hergänge im Dunkel des zweiten Jahrhunderts ſo wenig führen, als für die Einführung des monarchiſchen Epiſkopates und des ganzen katholiſchen Syſtems überhaupt. Aber wenigſtens ein höchſt bezeichnender Vorgang, der gerade auf die Wende vom zweiten zum dritten Jahrhundert fällt, wird uns von Euſebius berichtet. Hiernach hat der damalige Inhaber des Biſchofſtuhles von Antiochia auf das Verlangen einer Partei in dem ciliciſchen Rhoſſus die gottesdienſtliche Vorleſung eines dem Petrus zugeſchriebenen Evangeliums geſtattet. Bald darauf erfuhr er, die Anhänger desſelben ſeien Doketen, d. h. Leute, welche dem Heiland nur einen Scheinleib zuſchrieben, und er erkannte nunmehr das Werk ſelbſt als häretiſch. Sofort erfolgt jetzt ein Brief an die Gemeinde, der jene Erlaubnis zurücknimmt, unter Geltendmachung des Grundſatzes, man nehme zwar die Apoſtel auf wie den Herrn ſelbſt, aber keineswegs unter ihren Namen gefälſchte und in Umlauf geſetzte Schriften. Wie in dieſem einen Fall, ſo werden ſich auch in anderen die Biſchöfe als die entſcheidende Stelle in derartigen Angelegenheiten betrachtet haben, und wir werden ſchwerlich irren, wenn wir als beſonders maßgebend in der Zahl ſolcher Biſchöfe, was das Morgenland anlangt, die wegen ihres Zuſammenhangs mit Männern des apoſtoliſchen Zeitalters hochangeſehenen ſyriſchen und kleinaſiatiſchen, im Abendlande aber die römiſchen bezeichnen. Denn von Rom her war nun einmal die damalige Welt gewohnt, Geſetze zu empfangen; und ſchon zu Ende des zweiten Jahrhunderts hat ein römiſcher Biſchof verſucht, ſeine kleinaſiatiſchen Kollegen zu maßregeln wegen einer Differenz des Feſtkalenders. Sich anſtatt einer langwierigen Umfrage bei allen apoſtoliſchen Gemeinden einfach an das Zeugnis der römiſchen zu halten, erſcheint

gleichzeitig dem galliſchen Biſchof Irenäus als das einfachſte und ſicherſte Verfahren. In Rom iſt im zweiten Jahrhundert der Grundſtock eines Glaubensbekenntniſſes entſtanden, das ſich dann im Laufe von drei weiteren Jahrhunderten zu jener Formel ausgewachſen hat, die heute unter dem Namen des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes geht. In Rom und zwar ſchon gegen Ende des zweiten Jahrhunderts entſtanden iſt ferner das erwähnte Verzeichnis neuteſtamentlicher Bücher, die in der Kirche zur Verleſung gelangen ſollen, alſo der älteſte Kanon des Neuen Teſtamentes. Und wiederum ſind es römiſche Biſchöfe geweſen, welche, wie wir ſoeben ſahen, zweihundert Jahre nachher dieſen Kanon in ſeinem erweiterten, heutigen Umfang beſtätigt und gegen alle außer- und widerkanoniſche Literatur abgegrenzt haben.

Einen etwas anderen Verlauf als in der griechiſch-römiſchen Reichskirche nahmen die Dinge in der ſyriſchen Kirche, und zwar ebenſo in Weſtſyrien, wo Edeſſa, wie in Oſtſyrien, wo etwas ſpäter Niſibis in Meſopotamien als Zentralſtätte in Betracht kam. Den Kern der Sammlung bildeten auch hier Evangelien und Paulusbriefe. Aber jene beſtanden Jahrhunderte lang in zwei Formen nebeneinander, nämlich teils als „getrennte“, wie in allen auf uns gekommenen ſyriſchen Überſetzungen der Fall iſt, teils als „gemiſchte“, d. h. zu einem Ganzen ineinandergearbeitet, dem ſogenannten Diateſſaron, verfaßt gegen 170 von Tatian, einem aus dem ſyriſchen Heidentum herkommenden Schüler Juſtins. Dazu kam auch hier als Bindeglied die Apoſtelgeſchichte. Dagegen fehlten anfangs ganz die katholiſchen Briefe. Erſt die nicht vor 400 entſtandene ſyriſche Kirchenbibel, bekannt unter dem Namen Peſchita, hat einesteils das Diateſſaron aus dem Felde geſchlagen, andernteils dem Briefe des Jakobus und den je erſten Briefen des Petrus und des Johannes Aufnahme in den Kanon gegönnt. Noch ausgeſchloſſen erſcheinen aber die vier übrigen katholiſchen Briefe und die Apokalypſe, und ſchon ausgeſchloſſen ein Briefwechſel zwiſchen dem Apoſtel Paulus und der korinthiſchen Gemeinde, eine Fälſchung des dritten Jahrhunderts, welche zuvor lange in der ſyriſchen Kirche, dann aber noch viel länger in

der, literarisch von dieser abhängigen, armenischen als echt und kanonisch behandelt worden ist. Haben nun auch spätere syrische Übersetzungsversuche die in der Peschita noch fehlenden fünf Bücher ergänzt, so ist dadurch der offizielle Stand der Dinge zunächst nicht verändert worden. Der syrische Kanon war und blieb hinter dem reichskirchlichen zurück, und selbst die großen griechisch schreibenden Theologen aus Antiochia, Chrysostomus, Theodor und Theodoret (lebend um 350 bis 450), stehen nicht anders als auch ihre syrisch schreibenden Landsleute im Osten. Bezeichnend für die verhältnismäßige Gleichgültigkeit, womit die damalige Christenheit solche Schwankungen im einzelnen ertrug, ist der Umstand, daß es wie in der syrischen, so auch in der konstantinopolitanischen Kirche zu einer definitiven Erledigung der besonders die Apokalypse betreffenden Differenz überhaupt nicht gekommen ist. Noch im 9. und 10. Jahrhundert gibt es griechische Handschriften, Kanonlisten und Theologen, die nur 26 Bücher im Neuen Testament kennen. Auch an diesem Sachverhalt macht sich die Abwesenheit einer obersten Instanz mit der Autorität geltend, welche schon damals Rom im Abendlande besaß.

6. Proteſtantiſche Stellungnahme.

Wir entnehmen den mitgeteilten Tatſachen das Reſultat: Evangelien und Paulusbriefe gab es, bevor es eine Kirche gab. Ihre Entſtehung iſt ein Vorgang außerhalb und vor der Kirche, alſo unabhängig von der Kirche. Aber die Sammlung und Zuſammenſtellung der in Rede ſtehenden 27 Schriften als ein heiliges, gotteingegebenes Buch der Chriſtenheit iſt fragelos ein Werk der Kirche. Die Entſtehung des Neuen Teſtaments iſt ein Vorgang innerhalb der Kirche, recht eigentlich eine Tat der alten katholiſchen Kirche. Durch ihre Vermittelung iſt dieſes Neue Teſtament auf dem Wege einer anderthalbtauſendjährigen Überlieferung auch auf uns Heutige gekommen. Wir haben es aus den Händen der Kirche übernommen, und gleichzeitig mit dem Ganzen auch die Titel und Überſchriften, mit welchen die einzelnen Teile desſelben von den Theologen, Vätern und Biſchöfen dieſer Kirche verſehen worden waren. Indem wir Proteſtanten dieſe Tatſache freiwilligſt anerkennen, ſtehen wir gleichwohl jener kirchlichen Überlieferung mit voller Freiheit eignen Urteils und eignen Gewiſſens gegenüber. Denn eine eingehende Erforſchung des Urchriſtentums und der mit der Zeit aus ihm hervorgegangenen katholiſchen Kirche hat uns die Erkenntnis eingetragen, daß dieſe Kirche nicht mehr imſtande war, ſich ſelbſt von jenen apoſtoliſchen Keimen und Anſätzen zu unterſcheiden. Durch-

weg geht sie von der Voraussetzung aus, daß alles, was sich in ihrem Daseinskreise im Laufe der Zeit gebildet hat, auch von Anfang an da gewesen sei, daß also die Entstehung des Christentums zusammenfalle mit der Entstehung der Kirche, während diese doch in Wirklichkeit ein gutes Teil ihres Besitzstandes jüdischer Erbschaft und heidnischem Import verdankt.

Wie rechtfertigen wir nun aber bei solcher Sachlage als Protestanten unseren Anschluß an die katholische Tradition in Sachen des neutestamentlichen Kanons?

Erstlich erkennen wir, nicht infolge eines autoritativ auf uns geübten Zwanges, sondern dem Zeugnis des eignen christlichen Bewußtseins folgend, unumwunden an, daß die Auswahl, welche die alte Kirche vor 15 bis 17 Jahrhunderten unter einer größeren Masse urchristlicher Literatur getroffen hat, eine glückliche war; daß jene Kirche, dabei von unzweifelhaftem Takt geleitet, wirklich das Wertvollste herausgegriffen und zum Rang einer klassischen Literatur des Christentums erhoben hat. Im einzelnen wissen wir uns dabei nicht gebunden. Ist der Protestantismus tatsächlich und anerkanntermaßen hervorgegangen aus einer Kritik, welche der reif und selbständig gewordene Geist der Christenheit an seiner kirchlichen Vergangenheit, an der katholischen Kirchenbildung im ganzen übte, so wird auch die, ein Moment dieser Bildung darstellende, Geschichte des Kanons von solcher Kritik nicht ausgenommen sein. Wer dies in Abrede stellt, denkt grundsätzlich katholisch. Oder warum sollten wir als Protestanten gerade an dasjenige Stadium des kanonbildenden Prozesses gebunden sein, welches um das Jahr 400 im Abendlande erreicht war? Vielmehr bekennen wir offen, daß wir uns nicht wesentlich ärmer fühlen würden, wenn dieses oder jenes Stück, welches in den Kanon eben noch vor Torschluß Aufnahme gefunden hat, außerhalb desselben geblieben wäre, während wir umgekehrt allerdings unter den außerhalb noch erhaltenen Resten urchristlicher Literatur auch nicht *eine* Schrift namhaft zu machen wüßten, welche in den Kanon hätte aufgenommen werden müssen oder können, ohne mindestens große Mißverhältnisse in seine Glieder-

rung zu bringen. Beispielsweise versteht man es recht wohl, daß der, einen alexandrinisch angehauchten Daulinismus vertretende, Hebräerbrief noch Aufnahme gefunden hat, während nicht bloß der dieselbe Linie weiter fortsetzende Barnabasbrief, sondern auch der dem Hebräerbrief entnommene Gedanken verarbeitende Brief des römischen Clemens an die Gemeinde zu Korinth (wiewohl jener im sinaitischen, dieser im alexandrinischen Bibelkodex steht) zuletzt außerhalb des Kanons geblieben sind. In der Tat würden beide Schriftwerke sowohl umfänglich wie inhaltlich eine recht empfindliche Belastung desselben ergeben haben. Jeder praktische Bibelausleger kennt die Schwierigkeiten, welche schon der Hebräerbrief bereitet mit seinen fast akademisch zu nennenden Betrachtungen über Gegenstände der hebräischen Archäologie und mit seinen gewagten exegetischen Experimenten nach auf den jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophen Philo zurücklangenden Mustern. Der Clemensbrief aber ist schon selbst eine freilich zugleich mit theoretischen und abstrakten Ausführungen ausgestattete Predigt, über die wieder predigen zu wollen nur Steigerung der Langweile bedeuten würde. Wer aber vollends die heutige Gemeinde in die abstruse Theorie, nach welcher der Barnabasbrief die Beziehungen der alttestamentlichen Vorbilder zu ihren vermeintlichen christlichen Gegenbildern erörtert (man nennt das Typologie), einweihen wollte, würde bei seinen Zuhörern lediglich den Eindruck des Aberwitzes hervorrufen.

Tatsache ist, daß die protestantische Theologie sich das Urteil der alten katholischen Reichskirche bezüglich des neutestamentlichen Kanons angeeignet, und wahr ist, daß sie wohl daran getan hat. Aber wie frei bei allem Anschluß an diese Bildung der alten katholischen Kirche doch schon die deutsche Reformation den lehrgesetzlichen Feststellungen jener Kirche gegenüberstand, mag, abgesehen von den allbekannten Äußerungen Luthers über Apokalypse, Hebräer- und Jakobusbrief, aus der weniger bekannten Tatsache erhellen, daß alle Zeugen der lutherischen Rechtgläubigkeit aus dem ersten Jahrhundert der Reformation sieben neutestamentlichen Büchern die

kanonische Lehrautorität aberkennen und daß demgemäß auch viele Ausgaben der Lutherbibel bis tief in das 17. Jahrhundert hinein wenigstens vier jener Spätlinge nicht numerieren, also eine Stufe unter die 23 übrigen herabdrücken.

Zweitens übernehmen wir als Protestanten mit dem Urteil der alten Kirche über den Umfang des Neuen Testamentes keineswegs auch ihr tatsächlich oft sehr getrübtes und recht fragwürdiges Wissen um Herkunft und Entstehungsverhältnisse der einzelnen Bücher, sondern geben in dieser Beziehung freien Raum jener methodisch arbeitenden Forschung, welcher die Produkte jedweder schriftstellerischen Vergangenheit, zumal die des sogen. Altertums, ausnahmslos in gleicher Weise unterliegen. Ein Privilegium, welches von solcher Prüfung frei spricht, gibt es im Rechtsstaat der Wissenschaft nicht. Wer es begehrt setzt seine Sache sofort dem Verdacht der Unehrlichkeit aus. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser heute unabweisbar gewordenen Forderung wenigstens im 17. Jahrhundert von Seiten der katholischen Theologie oft weniger hartnäckig widerstanden worden ist, als von Seiten der dogmatisch ausgewachsenen und verfestigten Kirchen Luthers und Calvins. Die alte Kirche hatte Jahrhundertelang auseinandergehende Meinungen über Ursprung und Charakter einzelner Schriften des Neuen Testaments zu ertragen vermocht; ihr Neues Testament hatte einen mannigfach verschiedenen Umfang, und zu einer ganz sicheren Abgrenzung des Kanonischen gegenüber dem Apokryphischen ist es sogar im Mittelalter weder bei Griechen noch bei Syrern gekommen; ja selbst die abendländische Kirche mußte es erleben, daß sich in zahlreichen Handschriften der lateinischen Bibel, der sogenannten Vulgata, unter dem Namen des Briefes an die Laodicener ein 15. Paulusbrief in den Kanon hineindrängte. Die zuvor nur handschriftlich und stückweise zugänglich gewesene Bibel mußte erst die kompakte, handgreifliche, von zwei Buchdeckeln umschlossene Druckgestalt angenommen haben, ehe sie ungelehrigem Aberglauben fast wie ein Fetisch, dem theologisch gebildeten Urteil wenigstens als ein feuerfester Behälter über-

natürlicher Güter erscheinen konnte, ganz und gar geplant, gefertigt und gestempelt von apostolischen Händen. Erst seit etwa anderthalb Jahrhunderten hat die echt protestantische, die von der kirchlichen Tradition unabhängige Theologie an jedes der neutestamentlichen Bücher die Frage gestellt, ob es seinen eigenen Aussagen und weiteren maßgebenden Zeugnissen aus jener Zeit zufolge wirklich dem apostolischen Zeitalter angehören kann. Selbst wenn ein solches Schriftstück ausdrücklich einen bestimmten, etwa apostolischen Namen nennt, auf den es zurückgeführt sein will, so ist damit im Sinne und Brauch des Altertums noch nicht unbedingt ausgesprochen, daß der Genannte mit seiner Hand das Buch geschrieben habe: es kann auch der Gewährsmann, der Urheber der im Buche befolgten Überlieferung, es kann auch die Schule, die Richtung und der Geist angedeutet sein, in welchem die Schrift gedacht ist und verstanden sein will. Es würde sich in solchen Fällen also nur um jene jedem Kenner des Altertums geläufige, gemeinübliche und ganz unverfängliche Einkleidungsform handeln, welche Cicero am Anfang seines Buches „über die Freundschaft" lobt: eine Wahrheit, die im Namen berühmter Größen des Altertums vorgetragen werde, gewinne dabei nur an Gewicht und Ansehen. Hier also nehmen wir als Protestanten uns die unbeschränkte Freiheit der Fragestellung, und wenn infolgedessen Willkürlichkeiten und Überstürzungen hier und da vorgekommen sind, so hat sich dafür unser Vertrauen auf den gesunden Geist gewissenhafter Forschung immer wieder aufs Neue bewährt. Es ist einfach nicht wahr, daß die Emanzipation der Forschung von der kirchlichen Tradition nur immer von einer Negation zur anderen geführt habe. Vielmehr hat jeder Radikalismus stets einen Rückschlag zur Folge gehabt, der auch für die gesunde Kritik fruchtbar und förderlich wurde. Die Zeit hat die Schäden der Zeit stets geheilt, und ein ernsthaft, sachkundig und unbefangen verfahrenden Forschern gemeinsamer Besitz von Wissen um die Literatur des Urchristentums tritt in immer bestimmter umrissener Gestalt ans Licht.

Ein Drittes ist damit aber auch schon berührt worden. Es bewährt sich nämlich wie der katholischen Überlieferung, so auch dem altprotestantischen Dogmatismus gegenüber die Selbständigkeit unseres modern-protestantischen Urteils in der grundsätzlichen Ablehnung aller jener Überstiegenheiten, welche als ein kindliches Haschen nach Übernatürlichkeiten in wesentlich gleichen Vorstellungsformen die Geschichte der Buchreligionen anfüllen, zumal der jüdischen, christlichen und arabischen. Überschaut und durchschaut man einmal einen Prozeß so klar, wie wir heute denjenigen der Bildung des neutestamentlichen Kanons als eines Ganzen wie auch die Entstehung seiner einzelnen Bestandteile zu beurteilen vermögen, so ist es fernerhin nicht möglich, den betreffenden Vorgang in Wolkenhöhen hinaufzuheben und mit Wunderschleiern zu umspinnen. In unserer gesamten wissenschaftlich geschulten Theologie findet die altprotestantische und heute noch katholische Lehre von der göttlichen Eingebung der Worte oder vielmehr (denn nur dieser Ausdruck bezeichnet die Sache genau) der Wörter in der Bibel keinerlei Vertretung mehr. Sie ist ein Erbstück des nachexilischen Judentums und muß fallen, wenn man das wirklich Christliche da sucht, wo das Christentum sich original zeigt und unbestrittenen Eigenbesitz aufweisen kann. Was dann aber mit ihr fällt, das ist der dogmatische Begriff des Kanons selbst, sofern er an der Inspiriationslehre hängt und die Bibel zu einer Sammlung von Orakelsprüchen macht.

Sind wir dadurch nun wirklich etwa ärmer an religiösem Besitz geworden? Keineswegs. Nur ist an die Stelle des dunkeln Zaubers, der an dem Begriff des Kanons haftet, der helle und allgemein verständliche Begriff einer Sammlung klassischer Literatur des Urchristentums getreten. Auf die Frage aber, worauf im Zeitalter der Kritik unsere protestantische Wertschätzung des Neuen Testaments noch beruhe, gibt schon seit hundert Jahren unsere neue Theologie die ausreichende und durchaus verständliche Antwort, daß erstens beim gänzlichen Mangel anderweitiger Quellen wir alles unser Wissen um Christus und das ursprüngliche Wesen

des Christentums ausschließlich aus dem Neuen Testament beziehen, folglich in diesem immer wieder den Ausgangspunkt unserer bezüglichen Gedankengänge finden müssen, und daß zweitens das christliche Prinzip nur hier, in seinen fragelos ältesten Kundgebungen, auch in seiner größten Reinheit, weil in seiner relativen Unvermischtheit erkennbar werde. Jenes begründet die bleibende Bedeutung des Neuen Testaments für Erkenntnis und Wissenschaft, dieses auch für Andacht und Glauben. Davon jetzt noch ein Schlußwort!

Von einem „Neuen Testament" in unserem Sinne, also im Unterschied von der Bücherſammlung der Synagoge, sprachen in Erinnerung an den paulinischen Ausspruch, daß für jüdische Leser noch immer die Decke des Moses über dem Alten Testamente liege (2 Kor. 3, 14), mit Bestimmtheit erstmalig Tertullian in Nordafrika, Clemens und Origenes in Alexandria (lebend um 150–250). Vorher begegnet dafür vielfach der, erst im Verlauf des 3. Jahrhunderts verschwindende, Doppelname „Evangelium und Apostel" oder „evangelische und apostolische Schriften". Wenn auch weitläufiger und unhandlicher, erscheint derselbe doch bezeichnender für die Sache, um die es sich handelt. „Evangelium" und „Apostel": die beiden gehören zusammen wie Schlag und Donner, wie die mächtig rufende Stimme und das weithin schallende Echo. Erst ihre vereinigte Wirkung erweckt noch in den spät und spätest Geborenen eine ungefähr entsprechende und leidlich ausreichende Vorstellung von der weltgeschichtlichen Erscheinung selbst, durch welche die Wertung des persönlichen Daseins nicht minder als die Normen und Ideale des gesellschaftlichen Lebens, Individual- und Sozialethik, eine so unvergleichlich tiefgreifende und bei der erstaunlichen Anpassungsfähigkeit des Christentums immer noch nicht abgeschlossene Umarbeitung erfahren haben.

Erstlich also die Evangelien, ein im ganzen Umkreis religiöser wie weltlicher Schriftstellerei einzigartig dastehender Literaturzweig, in knappen, anekdotenartig aneinander gereihten Einzelzügen einen doch zuletzt einheitlichen Anblick, ein die Menschheit nicht mehr loslassendes Bild bietend, zeugend ebenso von ungebrochener Wunderlust

der Künſtler, wie von unerfindbarer und unbeſiegbarer Lebenskraft des Gegenſtandes, ſtets herausdrängend aus dem Rahmen der Wirklichkeit, dieſen aber gleichwohl nie entleerend, ſondern immer wieder mit neuem, aus der Tiefe der Sache ſelbſt quellendem Inhalt füllend. Die Größe des Ereigniſſes wird in unſerem Falle ſelbſt durch dichteriſche Formen andächtiger Erinnerung nicht beeinträchtigt. Auch die Legende darf als Zeugnis für hiſtoriſche Wirklichkeit angerufen werden. Denn von einem Talglicht wird die phantaſtiſche Farben zeugende Strahlenbrechung des Morgenrots ſicherlich nicht hervorgezaubert. Erſt ein Blick auf die Legendenbildung ermöglicht uns eine Vorſtellung von dem aller Vergleichung mit Alltäglichkeiten ſpottenden Eindruck, welchen eine geiſtgewaltige Perſönlichkeit auch auf ihre fernere Umgebung machen konnte. Nur vereinzelte, wenn auch glaubwürdig von ihr berichtete Tatſachen, ſoweit ſolche faſt wie zufällig uns noch erreichbar ſind, bringen ſie unſerem ahnenden Verſtändniſſe noch nicht nahe genug.

Da ſind zweitens die Paulusbriefe, an deren Gedanken-, Ausdrucks- und Wortbildung ſich alles anſchließt, was ſonſt noch in unſerem Neuen Teſtament Aufnahme gefunden hat. Was bieten ſie uns? Eine Gott und Welt, Vergangenheit und Zukunft umfaſſende, kühn angelegte Gedankenwelt, die erſte ins große gehende chriſtliche Weltanſchauung. Aber wer, der beiſpielweiſe das zwölfte Kapitel des Römerbriefes oder das dritte des Philipperbriefes oder das dreizehnte des erſten Korintherbriefes lieſt, ſpürt nicht durch die Paulusrede hindurch den kräftigen Anhauch eines einfacher, aber auch einheitlicher angelegten Geiſtes, unter deſſen unentrinnbar zwingender Gewalt auch Paulus ſelbſt zu denken und zu fühlen bekennt? Denn jener iſt dieſem doch überlegen in ſittlicher, und er iſt von ſchlechtweg einziger Urſprünglichkeit in religiöſer Beziehung. Und iſt nicht demſelben Chriſtusgeiſt ſchon wie einer Gottheit der ganze Tempel geweiht, welchen Paulus aus zumeiſt jüdiſchem Geſtein, daneben aber auch aus helleniſtiſchen Erdſchichten entſtammtem Material auferbaut hat? In der überall zum Vergleich einladenden buddhiſtiſchen Religion hat es

Jahrhunderte gewährt, ehe der Stifter in der Andacht vieler seiner Gläubigen bis zu ähnlicher Höhenlage emporgestiegen und zum eigentlichen Kultusobjekt geworden war. Hier dagegen liegt nicht einmal ein Menschenalter zwischen den Tagen Jesu und den ältesten und unzweifelbar echten jener Paulusbriefe. Eben darum, weil eine solche Nähe des gesteigerten Reflexbildes aller Berechenbarkeit zu spotten, weil es beispiellos und völlig undenkbar schien, haben ja vereinzelte, früheren wie jetzigen Tagen angehörige Kritiker diese ganze Briefliteratur in die Ferne des zweiten Jahrhunderts hinabgeschoben: ein doch überall schon an Tatsachen der literarischen Abhängigkeitsverhältnisse scheiterndes Wagnis. Wer aber den wirklichen Tatbestand kennt und die seltsame, ja erstaunliche Sachlage, die dadurch geschaffen wird, auf sich wirken läßt, der wird zuletzt immer wieder stille stehen vor einer Größe des Ereignisses, die anderswoher bezogenen Maßstäben sich entzieht und insofern nur einfach konstatiert und ihrer eigenen Wirkungskraft anheimgegeben sein will. Fallen lassen wird er dann aber als unbrauchbar und überdies völlig unnütz nur um so mehr alle jene, aus dem palästinensischen und alexandrinischen Judentum, letzlich sogar auch aus dem Heidentum überkommenen Stützen und Krücken, deren einst der Glaube an das Neue Testament als an ein direkt aus einer himmlischen Kanzlei stammendes oder sonstwie vom Himmel gefallenes Buch bedurft hatte. Für die Wissenschaft gibt es keinen Gegenstand, der Ausnahmegesetzen unterläge. Hinweg also mit allen Ausnahmen und Ausflüchten, mit allen daran hängenden Verlegenheiten und gar daraus gelegentlich sich ergebenden Verlogenheiten! Das Christentum wird, weil es ohne Neues Testament sich nicht selbst zu rekognoszieren, sich nicht selbst gegenständlich und verständlich zu werden vermag, immer Buchreligion bleiben, aber weiterhin moralisch existenzfähig und ehrlich verantwortbar wird seine Theologie nur sein als Wissenschaft von einer Buchreligion ohne jede Buchmythologie.